

"Binäre Oppositionen aufzubrechen, ist produktiv" : Interview mit Kathleen Canning

Autor(en): **Canning, Kathleen / Suter, Anja / Suter, Mischa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rosa : die Zeitschrift für Geschlechterforschung**

Band (Jahr): - **(2006)**

Heft 32

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-631501>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Binäre Oppositionen aufzubrechen, ist produktiv» – Interview mit Kathleen Canning

von Anja Suter und Mischa Suter

Kathleen Canning hat mit ihren Arbeiten wesentlich zu einem Neudenken der deutschen Sozialgeschichte beigetragen und sich immer wieder in konzeptionelle Debatten eingeschaltet. Dabei plädiert sie für einen flexiblen Umgang mit theoretischen Kategorien wie «Körper» oder «Klasse». Die Spezialistin für Geschlechtergeschichte, die als Professorin an der Uni Michigan arbeitet, befasst sich seit längerem mit den Geschlechterverhältnissen in der Weimarer Republik.

Wie kommt eine amerikanische Historikerin dazu, über Deutschland zu forschen?

Bei mir lief dies ziemlich zufällig. Als ich an der Uni Oregon studierte, hatte ich drei Professoren, die zu deutscher Geschichte arbeiteten. In Nachbarfächern wie der Soziologie gab es damals in den 1970er-Jahren verschiedene marxistische Studiengruppen. So drehte sich irgendwie alles, was mich interessierte, um deutsche Geschichte, um deutsche Denkerinnen und Denker. Und schliesslich war ich fasziniert von den Kursen zur Weimarer Republik und zur NS-Zeit. An der Uni lernte ich drei Jahre Deutsch und gewann am Ende des Studiums ein Fulbright-Stipendium. Ich war noch nie in Europa gewesen und habe mein Studium selber bezahlt;

also ohne Stipendium wäre ich gewiss lange nicht nach Deutschland gekommen. Mit dem Stipendium wurde ich nach Heidelberg geschickt, worüber ich zunächst nicht recht glücklich war, weil ich unbedingt nach Berlin wollte. Aber die Fulbright-Stiftung meinte, es sei für eine junge Amerikanerin viel zu gefährlich in Berlin wegen all der Demonstrationen. Dabei war es genau jenes bewegte politische Klima, das mich interessierte! Schliesslich gefiel es mir im stilleren Heidelberg auch sehr gut, und ich habe dort meine Magisterarbeit geschrieben.

Nun arbeitet deutsche Geschichtswissenschaft teilweise mit anderen Gewichtungen als die amerikanische. Sie schreiben, dass «Klasse» als analytisches Konzept in der deutschen Geschichtsschreibung eine unvergleichliche Dominanz bekommen habe. Warum war das so? Was für Auswirkungen hatte diese Dominanz auf die deutsche Geschichtswissenschaft?

Das klingt wie eine Prüfungsfrage (lacht). Das Thema würde ich gerne in einer meiner nächsten Prüfungen aufgreifen. Im Ernst: Vielleicht liegt ein Grund darin, dass die deutsche Arbeiterbewegung mit ihrer spezifischen Sprache den Begriff «Klasse» stark im öffentlichen Leben verankert hat. Die SPD führte dann bis 1933 diese Sprache fort. Nationalsozialismus und Weltkrieg wirkten auch auf die Begrifflichkeiten der Arbeiterbewegung als Zäsur. Nach 1945 war diese Rhetorik mehr oder weniger verschwunden, zumindest in der Öffentlichkeit. Marxistische HistorikerInnen haben in den 1960er-Jahren diese Sprache – und mit ihr den Begriff «Klasse» – wieder aufgenommen. Damit wurde die Sprache zum Vehikel, um die Arbeiter wieder in die Geschichte einzubringen. Andererseits basiert der Begriff «Klasse» noch auf einer weiteren deutschen Traditionslinie – derjenigen von Max Weber. Jürgen Kocka hat in seinem kleinen Band «Lohnarbeit und Klassenbildung»¹ sehr schön erläutert, wie dieser deutsche Begriff «Klasse» eine Mischung aus Marx und Weber sei. Insofern waren die deutschen *Labor Historians* eben ihren geistigen Ursprüngen treu.

Obwohl Sie beschreiben, wie die Verwendung des Konzepts «Klasse» der Arbeiter-Historiker die Integration von Frauen in die Geschichtsschreibung verunmöglichte, halten auch Sie am Begriff fest.

Nun, in den USA ist es praktisch zum Mantra geworden, dass man die Begriffe stets gemeinsam aufzählt: also *Gender, Class, Race* und neuerdings *Sexuality* als zusätzliche Kategorie. «Klasse» hat damit ihre einst einzigartige analytische Kraft



Frauen der Weimarer Republik demonstrieren für bessere Arbeitsbedingungen.



Banner: Proletarier aller Länder vereinigt euch!

verloren. «Klasse» dient heute zur Beschreibung: man ist *Working Class*, *Middle Class* usw., aber das bedeutet nicht, dass damit ein bestimmtes politisches Bewusstsein verbunden wäre. Nur: Wenn heute in sozialgeschichtlichen Arbeiten «Klasse» völlig fehlt, so geht dies auch nicht auf. Denn «Klasse» spielte in der Selbstidentifikation der Leute eine herausragende Rolle. Ich will ein Beispiel geben: Eine meiner Studentinnen befasst sich mit einem katholischen Frauenbund. Und diesen Frauen war ihre Klassenzugehörigkeit enorm wichtig, ein grosser Teil ihrer Identität funktionierte über diese Bezugnahme. In der Arbeit der Studentin war dazu kein Wort zu finden, und damit fehlte ein wichtiger Aspekt.

Sie selbst befassen sich seit einiger Zeit mit einem weiteren analytischen Konzept – dem der *Citizenship*, ein Begriff, auf den die deutsche Übersetzung «Staatsbürgerinnenschaft» nicht recht passt.

Das stimmt, *Citizenship* lässt sich vielleicht gar nicht angemessen ins Deutsche übersetzen. In der deutschen Geschichtswissenschaft wird *Citizenship* stets noch als nationale Zugehörigkeit verstanden, da fließen die beiden Begriffe «Staatsbürgerschaft» und «Staatsangehörigkeit» zusammen. Diese Auffassung in der *Citizenship*-Debatte geht auf Rogers Brubaker zurück. Jene Rezeption ist zu sehr auf die nationale Zugehörigkeit verengt – auf die Frage, welchen Pass man trägt, unter welchem staatlichen Schutz man steht. Dabei findet die Zuschreibung und Ausübung von Rechten und Pflichten wenig Interesse, auch für die Weimarer Zeit, als *Citizenship* in diesem Sinne neue Bedeutung gewann.

Wie konzeptualisieren Sie *Citizenship*? Historikerinnen haben aufgeworfen, dass das Wahlrecht, das sie in Deutschland 1918 erreichten, den Frauen keine substantiellen Verbesserungen brachte. Dafür spricht, dass Frauen später in der Weimarer Republik kaum an diesem Bereich der Politik teilgenommen haben. Man kann diese Einschätzung auch als Kritik am bürgerlichen Staat lesen. Nun bringen Sie mit Anderen den Begriff in einem erweiterten Sinn wieder ein. Was unterscheidet nach Ihnen *Citizenship* von einem amorphen «in der Gesellschaft sein»?

Entscheidend ist, dass die Position der Staatsbürgerinnenschaft mit weitergehenden Forderungen verknüpft wurde. Ich verstehe *Citizenship* als einen Akt des Einforderns, eine Inanspruchnahme, die mit der Zuschreibung bürgerlicher Rechte in einem indirekten Zusammenhang steht. Denn auch diejenigen, die solche Rechte nicht hatten, konnten sie einfordern. So umfassten die Ansprüche, die an den Staat gestellt wurden, nicht nur das Recht, wählen zu können. Vielmehr wurden auch Forderungen an den Wohlfahrtsstaat damit verknüpft. Kriegerwitwen sind ein gutes Beispiel für eine solche Inanspruchnahme. Kriegerwitwen haben die Sprache von Staatsbürgerinnenschaft für sich übernommen und an den Staat Forderungen gestellt. Sie konnten dies tun, weil ein gesellschaftlicher Konsens bestand, dass diese Witwen besonders «würdige» *Citizens* seien. Doch der Weimarer Staat, an den sie appellierten, hat in den Krisenjahren der Republik immer wieder versagt: Den Frauen wurde geantwortet, man könne aus Geldmangel auf



Berlin 1923: Schlange stehen für das Lebensnotwendige.

die Klagen nicht eingehen, und die versprochene Unterstützung wurde nicht geliefert. Sehr wichtig ist hier die Sprache, die Subjektivität, die mit *Citizenship* zusammenhängt. Hier entstand ein neues Selbstbewusstsein und letztlich eine neue Subjektposition. Dieses Selbstbewusstsein ist nicht ganz abgehoben von Klassenzugehörigkeit, denn reiche Leute hatten keinen Anlass, vom Staat

Leistungen zu verlangen. Die Bedeutung von *Citizenship* als einem neuen Selbstbewusstsein zeigt sich nicht nur im Verhältnis zum Staat, sondern auch im öffentlichen Raum. Diese Bedeutung ist jedoch schwer zu erfassen. Darin liegt eine Schwierigkeit des Buchprojekts über *Citizenship* in der Weimarer Republik, das ich momentan verfolge. Daher erweitere ich meine Quellenbasis auf Repräsentationen von Frauen in der Belletristik, der bildenden Kunst und in der Konsumkultur, wo auf subtilere Weise als in den politischen Zeitschriften die Themen Frauen in der Öffentlichkeit und Frauen als Staatsbürgerinnen nachgezeichnet

sind heute verwischt: nehmen wir «Privatheit» vs. «Öffentlichkeit» – das ist vom Tisch. Diese Tendenz, in binären Gegensätzen zu denken, ist grundsätzlich in unserem westlichen Denken tief verankert. Insofern ist dem auch nicht zu entgehen, doch ich finde es sehr produktiv, solche binären Oppositionen aufzubrechen. Brennende Debatten vermag ich allerdings im Moment nicht recht zu erkennen. Vieles geht momentan in Richtung Transnationalität. Heute kommt es vor, dass man einen Vortrag hält und sogleich wird die Frage gestellt, wie es sich mit dem skizzierten Thema in einem anderen Land verhält. Das bedeutet, dass was



Wohlstand und Armut in den Jahren nach dem 1. Weltkrieg.

werden können.

Karin Hausen erzählte in einem Interview², wie einst Jürgen Kocka sie gefragt habe, was für sie denn nun wichtiger sei: Klasse oder Geschlecht...

...Ich liebe diese Fragen mit einem solchen «Oder»...

Sie haben mit Anderen gezeigt, warum eine solche Dichotomie nicht haltbar ist. Wo sehen Sie gegenwärtig Gegensatzpaare, die nicht (mehr) haltbar sind?

Nun, die Diskussion über «Erfahrung» vs. «Diskurs» ist wieder etwas abgeflaut. Allerdings war ich vor drei Jahren auf einer Zürcher Tagung³, die diesem Gegensatzpaar gewidmet war, so lange ist das also noch nicht her. Viele der alten Dichotomien

man sagt, nicht Hand und Fuss hat, wenn es sich nicht auf einen anderen geografischen oder zeitlichen Ort in der Geschichte anwenden oder zumindest vergleichen lässt. Das finde ich sehr interessant, denn es zwingt einen, die eigene Position neu zu überdenken.

Eine Suggestivfrage: Die Geschichtswissenschaft hat verschiedene Turns hinter sich. Anscheinend sind Turns attraktiv. Bergen sie auch die Gefahr, neue Rigiditäten zu schaffen?

Jener Diskursbegriff, den Joan Scott geprägt hat, wurde eine zeitlang sehr dogmatisch angewandt – wenn auch mehr in der Nachfolge von Joan Scott, weniger von ihr selbst. Scotts Position war eigentlich nur in der Debatte um *Experience*

rigide. Dort ist der Diskursbegriff allmächtig geworden, da gab es in ihrer Analyse keinen Platz mehr für *Agency*. Oder der in diesem Zusammenhang verwendete Begriff von Körper: «Es gibt keinen Körper, nur einen Diskurs über den Körper» – das ist mir nicht plausibel geworden. Dennoch hat die ganze Auseinandersetzung – und das ist wichtig – unglaublich produktive Debatten ausgelöst.

Schwierig war dabei allerdings, dass der Diskursbegriff in der Geschichtswissenschaft nie geklärt wurde. Bei uns an der Fakultät in Michigan haben viele Leute diese Klärung sehr ernst genommen. Sie lasen viel und haben zum Schluss gefragt: Was ist ein Diskurs? Diese Frage hat sich Joan Scott nie vorgenommen. Den LiteraturwissenschaftlerInnen, die diese Debatte unter den HistorikerInnen mitverfolgten, standen da die Haare zu Berge. Die meinten, dieser Diskursbegriff, der in der Geschichtswissenschaft vertreten werde, bezeichne etwas, das sie selbst gar nicht erkennen würden. HistorikerInnen nehmen häufig ein Konzept, von Derrida beispielsweise, isolieren es, wenden es an – und was dabei herauskommt ist völlig falsch.

Momentan zeichnet sich eine neue Beschäftigung mit dem Visuellen ab. Es stellt sich die Frage, warum wir in der Geschichtswissenschaft stets so sehr von Texten besessen waren. Dabei rufen Bilder genauso Identifikationen hervor wie sprachlich verfasste Diskurse. Das ist ein Beispiel für eine weitere Dichotomie. Für mich wirft dies die Frage auf, ob wir uns nicht neue Fähigkeiten aneignen müssten, um Bilder analysieren zu können. In unserem neugegründeten Institute for Historical Studies in Michigan gehen wir dieses Jahr unter dem Titel «History and the Visual» diesem Thema nach, wobei das «Visuelle» – Film, Fotografie, Fotomontage, bildende Kunst usw. – sehr breit verstanden wird. Ich hoffe allerdings, dass wir es nicht nötig haben, dieses Interesse als einen *Visual Turn* auszuweisen. Sonst würden die KunsthistorikerInnen und FilmwissenschaftlerInnen ausflippen. Ganz zu Recht (lacht).

Was bringt die nächste Zukunft der Kathleen Canning?

Anfang nächsten Jahres erscheint eine Sammlung methodologischer Aufsätze mit dem Titel «Gender History in Practice». Dazu kommt eine längere Einleitung, die einen Überblick über die



Vorlesung an der Universität in Berlin 1930.

Geschlechtergeschichte gibt. Und weil der Aufsatz eine Standortbestimmung sein soll, wird er täglich umgeschrieben...⁴

Das erwähnte Buch über Citizenship in der Weimarer Republik soll in den nächsten 18 Monaten abgeschlossen werden. Das Projekt drohte zu umfangreich zu werden, so dass ich mich auf die Umbruchphase in der Geschlechterhierarchie von 1916-1923 beschränke. Neben einem Lehrbuch über die Weimarer Republik arbeite ich im Moment ausserdem an der Einleitung für den Sammelband einer interdisziplinären Tagung, die wir in Michigan zum Thema Weimar organisiert haben, und der «Weimar Publics, Weimar Subjects: Rethinking Political Culture in Germany 1918-1933» heisst.

LITERATUR

¹ Kocka, Jürgen. Lohnarbeit und Klassenbildung: Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland 1800 bis 1875. Berlin, 1983.

² Bernet, Brigitta / Koni Weber: «Für eine Geschichte des Verschwiegenen und Verdrängten» Karin Hausen zum Verhältnis von Geschlechter- und Sozialgeschichte, in: ROSA. Die Zeitschrift für Geschlechterforschung 30 (2005), S.32-36.

³ 11. HistorikerInnentagung, Februar 2002. Tagungsband: Bos, Marguérite et al. Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte: Beiträge zur 11. HistorikerInnentagung 2002. Zürich, 2004.

⁴ Bei Redaktionsschluss ist das Buch erschienen: Canning, Kathleen. Gender History in Practice: Historical Perspectives on Bodies, Class, and Citizenship. Ithaca, 2006.

INTERVIEWERINNEN

Anja Suter verbringt im Moment ein Austauschsemester in Manchester. Sie studiert in Zürich Allgemeine Geschichte, Englische Literatur und Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. ansu@gmx.ch

Mischa Suter studiert unoriginellerweise genau dasselbe. mischa.suter@rotfabrik.ch